

er der Sorgen nicht wenige zu fragen habe, obgleich er gänzlich allein stand und ein auskömmliches Einkommen habe, und nur sein glückliches Naturell ihn über dem Aeußern zu halten vermöge.

„Aber das Leben ist doch auch schön“, sagte ich, in der Absicht, ihn aufzuheitern, „zumal wenn man noch fröhlich ist, das selbe zu genießen. Freilich jene Zeiten, wo wir in Frankreich standen, liegen nun einmal hinter uns, und wir sind älter geworden.“

„O Frankreich! könnte ich das doch nur noch einmal wiedersehen!“ rief er schmerzlich bewegt aus. — „Aber nun kommen Sie, mein lieber“, sprach er dann, seinen Gedanken eine andere Wendung gebend, „sich wollen wir gehen und unter Wiedersehen bei einem Glase Bier stehen. Und nachher können Sie mit mir nach Hause. Sie sind natürlich mein Gast.“ — „War keine Ausflucht!“ sagte er, als ich Einwendungen machte, „wenn ich nach Hause komme, werde ich mich auch bei Ihnen einquartieren.“

Er nahm Stroh und Gut, und wir gingen. Im Restaurant fanden wir am Stammtisch eine zahlreiche Tafelrunde. Ich wurde dem Herrn vorgestellt, und wir nahmen bald an der allgemeinen Unterhaltung Theil, wobei ich bemerkte, daß ich in der Gesellschaft sehr respektirt wurde. Ich überzeuete mich aber auch, daß ich immer noch viel früher die Gabe zu Gebote stand, zur rechten Zeit einen passenden Witz zu machen. Die Gabe bewährte er auch jetzt in vollem Maße und verzeigte die Gesellschaft nach und nach in die heiterste Stimmung.

Ich unterließ nicht in der frühlichen Gesellschaft ausgezeichnete nicht begreifen, wie schnell die Zeit verfliehe.

Es war schon spät, als wir nach Hause gingen, und es machte uns Bedenken, um diese Zeit noch in ein mir fremdes Haus zu gehen, ohne dorthin angewendet und erwartet zu sein. Ich aber schlug als Bedenken mit der Versicherung wieder, daß ich keinen Menschen fürre und es seiner alten Hausknecht, einen weißhändigen Periwandten von ihm, Vergnügen machen werde, seinen alten Hoffenführer zu bewachen.

Und er hatte nicht zu viel versprochen.

Er wohnte sehr komfortabel, in einem der schönsten Häuser der Stadt, das er sich vor einiger Zeit nach seinem Geschmade selbst hatte bauen lassen. Die Lage des Hauses war sehr hübsch, und die Fernsicht, die man von hier aus genoss, war geradezu entzückend und gemahnte mich Hart an mein eigenes Heim, nur daß die Nebenbühnen in sanften Wellenlinien dahingogen, während hier die nachigen Hügel in scharf markirten Konturen vor mir lagen.

Wir gingen noch lange nicht zu Bett und unterhielten uns lebhaft mit dem Austausch unserer Erinnerungen aus dem Feldzuge, und wiederholt entlockten diese in den Wunsch, noch einmal nach Frankreich gehen und das Grab seines Sohnes wiedersehen zu können.

Ich konnte diesen seinen Wunsch ihm recht wohl nachfühlen und bemerkte, daß sich ihm dazu in nächsten Jahre, der 25jährigen Gedächtnistage des großen Krieges, wo gewiß viele alte Krieger die Schicksalstader besuchen würden, die beste Gelegenheit bieten dürfte. Da konnte ja auch er das Grab seines geliebten Sohnes mit einem frischen Vorbeerkzuge schmücken.

„Ach, mein lieber Freund, so lange halte ich es nicht aus, ich verache fast vor Sehnsucht“, erwiderte er, plötzlich sehr ernst geworden.

Mich frappirte dieser plötzliche Ernst und eine ungewöhnliche Stimmung betraf mich, so daß ich es fast beronte, die Bemerkung gemacht zu haben. Ich hätte im Augenblick nicht sagen können, worum das geschah, aber es war mir, als habe ich etwas recht Ungewöhnliches gehört, so gut ich es auch gemeint hatte.

Er war auch von diesem Augenblicke an wirklich verstimmt. Auch bei mir wollte die vorige Stimmung nicht recht wiederkehren, und so trennten wir uns denn bald und ich suchte mein Nachtlager auf.

Zwei Tage lang war ich sein Gast, dann verabschiedeten wir uns und ich kehrte wieder in meine eheliche Heimath zurück. Freilich kam mir damals nicht der Gedanke, das wir uns das letzte Mal gesehen hätten. Und doch war es so, denn etwa ein Jahr später las ich in der Zeitung, daß er plötzlich verstorben sei.

Diese Nachricht erschütterte mich tief, und ich schämte mich nicht, zu gestehen, daß eine Thäne aus meinen Augen auf das Zeitungsbblatt fiel, welches diese Nachricht enthielt.

Da mich in der nächsten Zeit doch eine Reihe wieder in jene Gegend führen mußte, entschloß ich mich kurz, dieselbe jetzt schon zu unternehmen, um bei dieser Gelegenheit meinem alten Hoffenführer und Hoffenführer die letzte Ehre zu erwiesen.

Ich reiste sofort ab und traf auch noch zur rechten Zeit zum Begräbniß etc. Eine große Menge folgte seinem Sarge.

Nach dem Leichenbegängnisse in mein Hotel zurückgekehrt, erkundigte ich mich nach der Ursache des plötzlichen Todes meines Freundes und erhielt folgendes, was mich bis zu Thänen rührte: Er hatte in diesem Jahre wirklich, wie ich ihm damals vorgeschlagen, eine Reihe nach Frankreich gemacht, um der Einweihung des Denkmals auf den Schlachtfeldern beizuwohnen, und hatte dann in Begleitung eines anderen Herrn, der auf dem Schlachtfeld von Sedan auch ein theures Grab und sich ihm anschließendes hatte, das Grab seines Sohnes besucht. Nachdem er daselbst mit frischen Blumen geschmückt, hatte er lange Zeit, in diesen Seiten verloren, dagelunden, als er plötzlich mit einem leichten Sturz zusammenbrach. Warum konnte jener Dener nicht mich dieses Grab besuchen, warum keine letzte Worte sprechen. Die Trauer um den einzigen Sohn, den er niemals vergessen konnte, hatte sein Vaterzerg gebröchen.

Die Rose als Sinnbild des Todes und der Trauer.

(Eine Johannaesstagsbetrachtung)

Von Otto Käpfe.

(Nachdruck verboten.)

Das ist ein Blüten und Ranken in diesen stillen Tagen! ... Nichts als Sonne und Duft und lachender Segen in den Lauben ringsum! ... Aus grüner Saatens wohlgeschwelltem Hüßle träumt es wie stille Seligkeit; die Wäste tragen Sommerseide, und aus den Willkähren Wäntern quillt ein warmes, schweißes Duften. Kein Wäßchen ist, lünet das launehafte, farbenreiche Auge sich werden mag, welches nicht des Glückes Heißhunger wäre. Leben all Licht und Glanz, Sonne und Segen, frischblühendes Leben und beglückende Wärme. Das ist ein Paradies in diesen Tagen, wenn sich die sonnenvolle Zeit des Lenzes mächtig und mächtig zum Sommer wendet.

Heute am Johannaesstage prangen auch draußen die stillen Skätken in letzten Schminde, wo allem Erdenweh Vergessen wird. Um marmorweiße Grabmäler schlängeln sich grüne Ranken, und wie lobende Pflanzentänze brennen dahingehen volle Rosen in purpurner Gluth. Leise und unter den beseligenden Schauern des geheimnißvollen Gottesaderriedens sich erhebend, verhauchen sie in die luftigbunten Sommerluft ihres süßen Lebens.

Die Rose ist so recht ein Sinnbild des Todes und der Trauer. Kann hat sie sich aus der kleinen, schwelenden Knospe zur prächtigen Blüthe entfaltet und als Ausbruch ungetrübter Lebensfreude und glücklicher Lebensfülle, als Symbol unerschütterlicher Reinheit und ähnliger edler Genus gewandelter Schönheit die Seele des Menschen ertönt, so steigt sich ihr kurzes Sonnenleben schon wieder dem Ende zu. Wenn der warme Sommerwind der nächsten Tage mit leisen Fittlingen die duftenden Blüten umblüht, dann lösen sich mächtig und müde die lammnen Wänter aus der vollen Wäntze und flattern, vom Lusthauch leicht gewiegt, der Erde zu. Was von all der Pracht zurückbleibt, ist ein unheimlicher, werthloser Rest. Kann eine Spur kündigt den nächsten Tagen, welche Herrlichkeit vor Kurzem noch dieser Zweig, dieses Weichlein, diese Ranke trug. Das Menschengericht aber, das die Wäntze ermahnen, prangen und vergehen sah, erblickt in ihrem Erdenabsein ein Abbild seines eigenen Lebens, von dem der Weile sagt, es sei wie Gras und wie eine Blume, die auf dem Felde blühet. ... Schon in den allerfrühesten Zeiten hat man es gewohnt, die Rose mit dem Tode in enge Beziehungen zu bringen. In uralten Gräbern zerstreut sinnlicher Wäntzerkisten, sogenannten Todengräbern, die einer Zeit angehören, welche etwa 5000 Jahre hinter unserer Zeitrechnung zurückliegt, hat man Mäntze aufgefunden, die das Verträge einer Rose tragen. Der Angehörige sollte auch im Tode die Blume nicht entbehren, die im Leben sein Liebling war.

Bei den alten Ägyptern läßt sich die hohe Würdigung der Rose daraus erkennen, daß man die Grabstätten Verstorbenen mit in Stein gemeißelten Rosen verzierte.

Bei den Römern, die zu anderer Zeit der Rose sehr abgeneigt waren oder sie höchstens als Sinnbild des Alters zur Verhöhnung ihrer kurzweiligen Ereignisse und Schläge mißbrauchten, war es zu der Zeit, in der man noch einen würdigen Gebrauch von ihr zu machen verstand, allgemein Sitte, die Gräber mit Rosen zu schmücken oder mit Rosen zu überstreuen. Nicht selten wurden von reichen Römern vor dem Tode Bestimmungen getroffen und Legate dafür ausgesagt, daß ihr Scharbel alljährlich mit Rosen besetzt und mit Rosenblättern überschüttet werde. Zum Andenken an die Dahingegangenen veranfaßte man im alten Rom am 23. Mai sogar besondere Rosenfeste, die „Rosalia“ oder „Rosenseste“ genannt wurden und unserer Johannaesste etwa an die Seite zu legen sind.

Auch bei den Griechen fand die Rose, obgleich sie der Aphrodite geweiht war, im Todtenkult als Grabzier und Schmuck der Verstorbenen vielfach Verwendung.

Die alten Germanen gaben die Rose der Göttin Freya zum Attribut. Darum pflanzte man überall, wo sich Mäntze dieser Göttin befanden, einen Rosenkraut oder legte einen Rosenkranz an. Größere Opferzüge wurden mit Rosen umpflanzt und mit Wäntzen umzogen. Hier feierte man die Dämonen, und die Rose galt als Blume der allgermanischen Frühlingstiere. Später hielt man auf diesen Rosenkränzen oder Rosenkränzen alljährlich zur Zeit des Frühlings große Beirathungen ab. Nach später Überlieferung man die Wäntze dem Volke zu lustigen Spielen und ausgelassenem Treiben. Die Dämonen und Sommerfeste wurden in der Regel im Rosenkranz gefeiert. Das Volk gewöhnte sich so an diese Wäntze, daß Mancher wünschte, sich seinem Tode dort begraben zu werden. Auf diese Weise geschah es, daß sich diese öffentlichen Wäntze nach und nach in Friedhöfe umwandelten. Der „Große Rosenkranz“ der Krimblüthe und der „Kleine Rosenkranz“ des Zwergkönigs Laurin sind im letzten Sinne ebenfalls nichts Anderes als die Wäntze der Abgeschiedenen. Noch im Mittelalter pflegte man alte Gottesäcker direkt als Rosenkränze zu bezeichnen.

Das frische Christenthum empfand gegen die Rose eine entschiedene Aversion, weil sie infolge des Gebrauchs als Sinnbild irdischer Sinnlichkeit und weltlicher Vorherrschafft bei den Römern in Verfall gekommen war. Als sich aber später das Christenthum seinen äußeren Formen nach immer mehr an das Heidenthum anschloß und sich der schlauen List bediente, dem heidnischen kult christliche Vorstellungen unterzuschleichen, kam allmählich auch die Rose wieder zu Ansehen. In unglücklichen Fällen fand sie als Symbol Verwendung. In Stein gebauen über der Eingangspforte an Kirchen und Dörfern war sie das Bild der Andacht und gläubigen Sammlung, die Gottesmutter Maria selbst wurde als schönste Rose in Liebern und Gebeten gepriesen. Aber durch das ganze Mittelalter hindurch begegnet man auch der Rose als einer Botin des Todes. In einem Volksliede heißt es: „Wo fielest du röslein in mein schoß — nun lag, du röslein rot: — lebt mein blut oder ist er tot?“ Auch der Krimblüthe schmote Wäntze, als sie im Tranne auf der Waide die Blumen rot werden sah. In Breslau, Lübeck, Pilsnesheim und Gornow soll den Domherren durch eine weisse Wäntze, die sie in ihrem Wohnhause fanden, drei Tage vorher der Tod angekündigt worden sein. Sie sagt erzählt: Einst kam im Lübeck ein väterlicher Domherr; Rabandus mit Namen, etwas zeitiger in den Saal und fand auf dem Pflaster seines Stuhles eine weisse Wäntze. Schnell legte er sie auf den Stuhl seines Nachbarn. Dieser aber behauptete, nachdem er ergrünet war, er sei vorher schon dagewesen und habe seine Rose auf seinem Kopfe vorgefunden. Es entpam sich infolgedessen zwischen ihm und Rabandus ein Streit. Letzterer mußte aber doch, trotz seiner List, nach Ablauf der drei Tage sein junges Leben lassen. — Auch im Sift zu Altenburg soll sich die Erscheinung von der Rose als Todesboten zugezogen haben. „Zu Altenburg in der Wäntze — fand, wer zu baldigem Todesloose — Gewicht war aus der Wäntze Weis — Im Weisheit eine weisse Wäntze.“ Heinrich Seidel, der dieselbe Sage vom Holzer Gornow poetisch erzählt, setzt anstatt der Rose als Todesboten eine Wäntze.

Am Volkslande des Mittelalters spielte die Rose eine ziemlich bedeutende Rolle, denn das Volk schrieb ihr mancherlei heilthame und wunderthätige Kräfte und Eigenschaften zu. Unter Anderem war man des Glaubens, ein Rosenkranz am Grabe schütze den Leidenden des Entschlafenen vor zu früher Zertrümmung. Auch meinte man, mit dem Dufte der Rose dem Toden einen besondern Liebesdienst zu erweisen. Gern pflanzte man auch Rosen als Sinnbild unbesetzter Liebe auf das Grab untauglicher Jünglinge und reiner Jungfrauen.

Bei Todtenkultus ist die Rose noch heutigen Tages geschätzt und findet in ihm vielfach Verwendung. Wir halten an dem guten, alten Brauche fest, die Gräber unserer lieben Zeitgenossen in innigen Gedanken und inniger Weisheit mit Rosen zu schmücken, gleichsam als wollten wir die in der Erde ruhenden Wäntze Andenken noch über den Tod hinaus erretten. Welche wie weisse Wäntzen bringen zum Ausdruck, was unsere Seele bewegt und was der Mund nicht in Worte fassen kann. Namentlich die weisse Wäntze ist für arme unglückliche Wäntze, für verlassene Menschen und müde, gramverfüllte Herzen das Trauerzeichen zertrübten Erden-glückes. Einfachschön lag Karl Pfiff von ihr:

„Sie ist gemacht zum Gräbergedächtnis für Menschen, die verlassen sich, für Wäntze, die mit schwerem Druce Gebeugten Haupt durchs Leben gehn.“

Geburtslöffel.

Die Sitte, einem Kinde bei seiner Geburt und dann, bis zu seinem zehnten Jahre, alljährlich einen silbernen Löffel zu schenken, hat sich — so ist in der „Deutschen Wochenzeitung in den Niederlanden“ zu lesen — in vielen Gegenden Deutschlands erhalten. Hier zu Lande gehört sie so ziemlich der Vergangenheit an. Nur in Friesland findet man noch Spuren. Schon in ältester Zeit wurde dort jedem Kinde bei seiner Geburt von einem Familienmitglied ein silberner Löffel vererbt, es sei denn, daß alle Linge hörigen arm gewesen. Dieser Löffel waren aus gegläubtem Silber, dabei ziemlich groß und schwer und wurden auch wohl zu den, ebenfalls aus gegläubtem Silber angefertigten Brautmehrschiffchen benutzt, aus denen man an Geburts- und anderen Festtagen „Brautmehrschiff“, d. i. Röhren und Brautmehrschiff, und viel Zucker und Zimmt genoss. In Halberstadt's (eines niederländischen Sprachforscher, geb. Ende v. Jahrhunderts) Tagen war der Braut, dem jungen Weltbürger einen Geburtslöffel mit eingravirten Initialen und Geburtsdatum zu schenken, noch üblich. Genannter Geschichtsbearbeiter, daß diese Sitte in England auch üblich gewesen sei und die Löffel dort „apostole-spoons“ genannt wurden, weil auf dem Stiel gewöhnlich ein Apostel als Schutzpatron des Kindes abgebildet war. Wie dieser Braut entstanden, erklärt er in folgender Weise: „In vorchristlichen Zeiten gehörte Hungersnoth durchaus nicht zu den Seltenheiten. Große Artergründe lagen drauß; der bebauten Boden brachte nicht so viel auf, wie er noch jetzt bringt; die unglücklichen Kräfte vermehrten die Kräfte; Verwahrlosete gab es wenig, und die Wäntze fanden sich feindlich gegenüber. Dadurch wird der Braut bei den heidnischen Germanen, daß der Vater bei der Geburt eines Kindes zu entscheiden hatte, ob dasselbe am Leben bleiben sollte oder nicht, affektiert. Welche Letzteres, so wurde das Kind als Findling ausgeküpft, es kam nur, oder ein Vornamen nahm es zu sich. Um solche Sanftmütigkeit aufmerksam zu machen, gab man dem kleinen Weltbürger etwas Salz in die Hand; wer ihn fand und nur das kleinste Körnchen dieses Salzes an die Lippen brachte, war nach germanischer Sitte gedungen, das Kind zu erziehen. Salz war namentlich eine Sinnbild; in manchen Gegenden nahm man auch Honig. Das spätere Germanenthum befolgte diese Sitte in vorchristlicher Form bei. Der neue Weltbürger erhielt jetzt einen Pflaster oder eine Wäntze; diese hielten ihm zur Rechten und Linken ihm ein Geburtslöffel. Dadurch wurde die gewöhnliche in Hofställe für die Verpflegung und Nahrung zu sorgen, und das Bild auf dem Löffelstiel diente als Zeuge dieses heiligen Gedächtnisses; es war das Bild des Schutzpatrons.“

Obwohl waren nicht bekannt, und wären sie es gewesen — für ein ganzes Kind ist ein Löffel praktischer, da es außer der Nahrung noch meistens Wäntze genießt. Halberstadt sagt, daß er noch in seiner Jugend, in der Wäntze seines Geburtsortes Gronow Leute gekannt habe, die keine Wäntze benutzten, sondern mit den Fingern aßen. Für Memminger, wie er einer war, hatte jo ein Geburtslöffel einen besondern Werth, weil vor der Einführung der bürgerlichen Geburtskassen (1812) diese Löffel als Urkunden dienten, während anderer Deutende Geburtsregister angelegt hatten: Viele künftigen dem Braut, Geburten Sterbefälle oder Hochzeiten daten in das Metallschild des Kirchenbuchs eingetragenen. Auch Halberstadt's postierte einmal eine ganz eigenthümliche Geschichte mit seinem eigenen Geburtslöffel. Da für Memminger noch ein Löffel mehr Werth hat, als für Andersgläubige, führten diese ihn wohl so zu jagen als Urkunde mit sich. Halberstadt nun wurde einmal nach seinem Geburtsort gefragt und hatte große Wäntze, dem Franzosen, der danach fragte, verständlich zu machen, daß er keinen solchen besäße, so daß sich schließlich der Beamte mit seinem Geburtslöffel zufriedener stellen mußte. Bei dem napoleonischen Epionenthum war es nicht einmal gestattet, von einem Zugkutsch auf ein anderes überzufahren, ohne eine genügende Legitimation vorzulegen, und die Schiffer waren dafür verantwortlich, daß dies geschah. Kann hatte er nun seinen Löffel und einen mit dem kaiserlichen Aemte versehenen Paß den Schiffern vorzuhalten, als dieser sagte: „Ich sehe die Wäntze schon, es ist in Ordnung, fiele Zeinen Paß nur wieder ein!“ „Reinigt Du den kaiserlichen Adler eine Kräfte?“ fragte der Andere, worauf der Schiffer antwortete: „Wenn ich nur einen Naubvogel auf dem Paß sehe, dann bin ich schon zufrieden.“ Diesen Wäntzungen Halberstadt's sei noch folgende beigefügt. Es fehlte nicht viel und die Mutter von Ludwig, dem ersten Bischof von Münster, wäre bei ihrer Geburt zur Auslegung euerthelt gewesen. Die Großmutter war nämlich enttäuscht, daß das Kind ein Mädchen war, und verlangte den Tod des armen Säuglings. Man wollte ihn in einem Brunnen ertränken, aber das Kind stammelte dagegen mit Händen und

